

„Ich bin ein Kind geblieben“

Martin Stadtfeld

über sein neues Album mit Bach inmitten von Zeitgenossen – und warum seine Karriere so speziell verlaufen ist

Von Kai Luehrs-Kaiser

Herr Stadtfeld, Ihr neues Album „Baroque Colours“ ist eine Art Rückkehr zu Ihrem Karriere-Beginn mit den „Goldberg-Variationen“ vor genau 20 Jahren. Zufall?

Ja, ist eher Zufall. Mir hat es zwar immer gefallen, stark mit Bach in Verbindung gebracht zu werden. Aber bei diesem Album, ein großer Sprung, ging es eher darum zu zeigen, dass Bach gerade nicht der Einzige war. Im Radio hörte ich eine Cembalo-Aufnahme mit Werken von Joseph-Nicolas-Pancrace Royer, gespielt von Christophe Rousset. Royer kennt schon beinahe Schubert'sche Längen und Harmoniewechsel. Ich stolperte, freute mich und bestellte mir die Noten. So mache ich es gern.

Das Instrument auf Ihrem Album ist kein Cembalo, klingt aber auch keineswegs wie ein Steinway!

Und ist doch ein Steinway! Ich baue das Instrument nur gern „zurück“. Ich lege Filzstreifen hinten hinein, um den Tastenweg und die Steighöhe zu verkürzen. Und schon schlucke ich scheinbar 100 Jahre. Außerdem haben wir die Mikrophonierung verändert. Wir haben nur noch ein Stützmikrofon – statt wie üblich zwei. Das Hauptmikro ist eigentlich ganz weg. So klingt es beinahe, als wäre es Hausmusik. Die Filzstreifen verwende ich übrigens auch im Konzert, sogar bei Rachmaninow. Ich kann dann reueloser donnern.

Nun könnte man sagen: Knapp daneben ist auch vorbei. Wenn Sie sich 100 Jahre zurückbeamen, landen Sie noch lange nicht bei Bach!?

Könnte man sagen. Für mich ist es trotzdem die genau richtige Balance. Auch in der Programmauswahl herrscht ja eher freies Assoziieren. Es geht munter zwischen den Nationen vor und zurück. Die Pointe besteht darin, dass der Niveauunterschied zwischen Bach und dem Rest der Welt, sobald man Bach direkt zwischen Scarlatti, Händel, Rameau, Galuppi, Soler, Royer, Lully und Pachelbel stellt, stark relativiert wird. Frappant ist das unerhörte Niveau, das um Bach herum herrschte.

Für eine bunte Programmauswahl wie hier wäre man heute mit dem Ausdruck „Playlist“ schnell bei der Hand. Zu Recht?

Nein. Mit Playlists hat mein Programm nichts zu tun. Dazu ist, trotz allem, zu viel Aufbau drin. Ich halte es für einen Fehler, auf fahrende Züge aufzuspringen und Titel danach auszusuchen, dass sie „playlisttauglich“ sind. Wir Musiker sollten Alben machen. Wir brauchen Konzepte. „Kaleidoskop“ würde mir als Beschreibung des Ergebnisses ausreichen.

Vor 20 Jahren waren Sie einer der ersten – nach Glenn Gould und Andras Schiff –, die sich der „Goldberg-Variationen“ annahmen. Heute tut das jeder. Ihr schlechter Einfluss?!

Aktuelles Album

Martin Stadtfeld – Baroque Colours. Werke von Couperin, Bach, Scarlatti, Händel, Rameau, Vivaldi, Telemann u. a. (2022); Sony (2 CDs)





Ja, so selbstbewusst bin ich. Es tut nur dem Werk nicht gut. Die „Goldberg-Variationen“ sind das falsche Objekt, um eine Karriere darauf aufzubauen.

Woran liegt das?

Man braucht einen naiven Ansatz. Es ist deswegen kein Werk wie die h-Moll-Sonate oder ein Chopin-Konzert. Ich selber hatte damals keine Wahl. Denn die „Goldberg-Variationen“ hatten mich völlig aufgesogen und mich lange Zeit beschäftigt. Ich musste es wieder von mir geben, um überhaupt loszulassen. Wenn man das Werk dagegen aus Karrieregründen wählt, tut man weder sich noch Bach einen Gefallen.

Konnte man vor 20 Jahren noch unbedenklicher an Barockmusik herangehen?

Es hat sich wahnsinnig viel verändert. Einerseits ist heute alles erlaubt, schon das macht die Sache schwer. Denn es muss immer Reibungspunkte geben, die ich damals auch irgendwie traf. Und dann ist die Szene eben viel parzellierter und in feste Blöcke aufgeteilt. Zwischen diesen Blöcken gibt es kaum noch Kommunikation. Man erreicht nur die eige-

ne Gruppe. Dabei sollte man eigentlich Brüche herstellen, Fragen stellen und nichts „vordogmatisieren“. Die Situation ist nicht leichter geworden.

Ihre Konzerte finden heute eher an kleineren Orten statt, häufig mit So-

„Man sollte Brüche herstellen, Fragen stellen und nichts ‚vordogmatisieren‘“

lo-Recitals. Warum sind Sie keiner der üblichen Konzert-Pianisten auf Dauerdurchreise geworden?

Weil ich Glück hatte. Ich sehe es als ein Privileg an, Recitals spielen zu dürfen. Das ist nämlich selten. Dass ich diesen Weg ging, hat auch damit zu tun, dass ich nie ein Netzwerk mit Dirigenten aufgebaut habe. Bei großen Orchestern, wo jeder hinguckt, muss alles hundertprozentig passen. Für halbe Sachen bin ich inzwischen zu alt. Was ich jetzt tue, fühlt sich für mich einfach ehrlicher an. Ich war als Konzertsolist mit Orchestern nicht immer in meinem Element.

Wobei nicht?

Das Schlimmste war eigentlich die „Rhapsody In Blue“. Was ich kann, konnte ich nicht zeigen, meine Defizite dagegen wurden schonungslos offenbar. Auch das Ravel-Konzert können andere besser. Prokofjew-Konzerte liegen mir nicht. Mir fehlt ein nötiges Maß an Verrücktheit, wenn nicht Durchgeknalltheit. Bei der „Toccat“ ist das ganz etwas anderes. Da fühle ich

mich wie ein Buchhalter, der in Fächer säuberlich etwas einsortiert.

Wenn man Fotos von Ihnen sieht, scheinen Sie der „ernste Junge“ geblieben zu sein, als der Sie gestartet waren. Brauchen Sie einen Imagewechsel?

Irgendwann schon. Das Problem ist, wer könnte derlei planen?! Foto-sessions, das muss ich zugeben, haben mich immer gequält. Ich habe das nicht sehr gern gemacht. Ich will nicht der Bubi sein. Und bin doch eigentlich das Kind geblieben, das sich vor die Leute hinsetzt und spielt. So bin ich, und so bleibe ich auch noch etwas. ■